

Diva aus dem Off

Im Gespräch: Emma Kirkby

Die Fragen stellte Sabine Weber



Dame Emma Kirkby (Foto: D. Kornfeld)

Ihre ebenso klare wie durchsichtige Stimme entzückt das Publikum seit über dreißig Jahren. Obwohl sie nie ein Opernstar gewesen ist, kam sie bei einer Kritikerumfrage der BBC als einzige noch aktive Sängerin auf einer von Maria Callas angeführten Liste unter die Top Ten der besten Sopranistinnen aller Zeiten – noch einen Platz vor Elisabeth Schwarzkopf, mit der sie ebenso wie mit Joan Sutherland, Janet Baker und Kiri te Kanawa seit ihrer Erhebung in den Adelsstand auch als ›Dame of the British Empire‹ auf einer Stufe steht. Das Erstaunlichste daran ist, dass Emma Kirkby gar keine Karriere als professionelle Sängerin angestrebt hat, sondern als Literaturstudentin mit Chorerfahrung zum unangefochtenen Stimmideal der Alte-Musik-Szene geworden ist. Bis heute tritt sie fast ausschließlich mit Originalklang-Ensembles auf oder lässt sich nur von einem Lautenisten begleiten. Vor einigen Monaten war sie zu einem Benefizkonzert in Köln und gewährte unserer Mitarbeiterin dieses Gespräch.

CONCERTO: Letztes Jahr wurden Sie von der Queen zur ›Dame Commander of the Order of the British Empire‹ ernannt – eine Auszeichnung, die noch niemals zuvor einem Sänger oder einer Sängerin aus der Alte-Musik-Szene zuteil geworden ist. Bedeutet sie nicht auch, dass die Vokalkunst jenseits des Opernzirkus aufgewertet und sozusagen in den Adelsstand erhoben worden ist?

KIRKBY: Das war der Grund, diese Auszeichnung zu akzeptieren. Denn was bedeutet ›British Empire‹ heutzutage noch? Das ist doch alles Einbildung. Meine Kollegen waren jedenfalls sehr erbaut, und darum war ich es auch.

CONCERTO: Sie singen seit mehr als dreißig Jahren und sind noch immer im Geschäft. Wie haben Sie Ihre Stimme über so lange Zeit auf diesem Niveau halten können?

KIRKBY: Ich hatte das Glück, immer das richtige Repertoire singen zu dürfen – und mit den richtigen Leuten. Meine Art zu singen ist eher nahe am Sprechen als am lauten Schreien, wobei ich natürlich die schöne Art des Schreiens meine, die man für große Säle braucht. Das habe ich nie gemacht. Es ist weniger ermüdend. Opern zu singen, ist eine körperlich extrem anstrengende Sache. Vor ein paar Tagen war ich allerdings ganz glücklich zu erfahren, dass Tito Schipa noch mit 73 Jahren in den Opernhäusern Europas zu hören war. Aber er war eine Ausnahme – und Jahrgang 1889. Damals wurde noch nicht so laut gesungen wie jetzt.

CONCERTO: Lassen Sie uns von den Anfängen Ihrer Karriere sprechen. Es scheint ja, als hätten einige Ensembles auf Ihre Stimme regelrecht gewartet...

KIRKBY: Ja. Damals wurde versucht, eine neue Klangbalance zu kreieren und – vor allem mit Lauten, Viole da gamba oder frühen Streichinstrumenten – ein Repertoire aufzuführen, das sehr stark an Lyrik und Worten orientiert ist. Und an Dissonanzen, die einen ›geraden‹ Klang voraussetzen. Diese Musik verlangt nach Stille, die viel Raum für leisere Dynamik lässt. Damals wurden Stimmen gesucht, die genauso fein und delikat waren wie die Instrumente. Wenn Sie die Art von Vibrato, die gebraucht wird, damit eine Stimme in einem Opernhaus trägt, mit den präzisen Renaissance-Dissonanzen zusammenbringen, wird alles nivelliert.

CONCERTO: Damals hatten sich schon einige Countertenöre auf die Alte Musik spezialisiert. Es ist ja eine sehr alte Tradition in England...

KIRKBY: Ja, das stimmt. Wir hatten in unseren Cathedral Choirs immer schon Countertenöre. Einige produzierten einen sehr direkten Ton. Aber die Musikwissenschaftler sind sich heute nicht mehr ganz so sicher, ob die Briten im Falsetto-Gesang früher wirklich so gut waren oder ob es sich nicht eher um leichte, helle Tenöre gehandelt hat. Wenn Sie sich die Tonumfänge anschauen, könnte es sich tatsächlich eher um hohe Tenöre gehandelt haben als um echte Falsettisten.

CONCERTO: Sie waren keine professionelle Sängerin und hatten auch keine ausgebildete Stimme. Wie ist man überhaupt auf Sie aufmerksam geworden?

KIRKBY: Als Literaturstudentin machte ich Musik an der Universität und genoss das sehr. Das ist für Sänger vor allem deshalb großartig, weil sie sich neben Medizinstudenten, Historikern und anderen wiederfinden, die alle aus purer Lust singen. Das ist überhaupt der beste Weg. Wir sprachen damals auf Renaissance- und Barock-Chorwerke ungemein an und empfanden diese Musik auch intellektuell als sehr befriedigend. Das war es auch, was mich letztlich dazu gebracht hat zu singen – es hat mir Freude gemacht!